

Leseprobe aus:
Andreas Oplatka
Die ganze Welt ist ein Orchester



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2019 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





Andreas Oplatka

Die ganze Welt ist ein Orchester

Der Dirigent Adam Fischer

Biografie

Paul Zsolnay Verlag

All the world's a stage

Shakespeare

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-552-05954-2

© 2019 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien

Bildnachweis: S. 42 © Werner Eckelt / Ullstein Bild /
picturedesk.com, S. 121 © Bernhard Wolff, S. 127

© Susanne Diesner, alle anderen Fotos stammen
aus dem Privatarchiv von Adam Fischer

Satz: Nadine Clemens, München

Autorenfoto: privat

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Foto: © Susanne Diesner

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Inhalt

Freiheit in G-Dur	7
Kapitel 1 – »Musik versteht man überall«	13
Kapitel 2 – <i>Selbständig werden</i>	37
Kapitel 3 – <i>Durchbruch und Aufstieg</i>	69
Kapitel 4 – <i>Zeit der Zweifel</i>	99
Kapitel 5 – <i>Von Stufe zu Stufe</i>	133
Kapitel 6 – <i>Leiden an Ungarn</i>	167
Kapitel 7 – <i>Komponisten, Dirigenten, Regisseure</i>	199
Kapitel 8 – <i>Erntezeit</i>	233
Kapitel 9 – <i>Die ganze Welt ist ein Orchester</i>	263
Danksagung	279
Adam Fischer – »Und das hätte ich gesagt?«	281
Register	283

Freiheit in G-Dur

Dass das Denkmal plump geraten war, erschien als das kleinere Übel. Was es nach dem Willen seiner Schöpfer ausstrahlen sollte, fiel schwerer ins Gewicht. Im Inhalt unredlich und kitschig in der Form, diese Mischung – eine mehrfache Beleidigung – forderte zum Protest heraus.

Die Rede ist von der Gabriel-Statue, die im Juni 2014 auf dem Freiheitsplatz in der Budapester Innenstadt aufgestellt wurde und die, so die Inschrift, an alle jene erinnert, die in der Schlussphase des Zweiten Weltkriegs während der Besetzung Ungarns durch die deutsche Wehrmacht ihr Leben verloren haben. Vor dreizehn teilweise zerbrochenen antiken Säulen steht eine männliche Figur, ein bronzenener Erzengel Gabriel, der Schutzpatron Ungarns. Er schwankt, und sein Minenspiel, seine geschlossenen Augen drücken Leiden aus. Wir erkennen: Im nächsten Augenblick wird der Reichsapfel, eines der ungarischen Krönungsinsignien, seiner ausgestreckten Hand entgleiten. Der Erzengel, so lautet die Botschaft, vermag dem Land keinen Schutz mehr zu gewähren. Denn über seinem Kopf setzt der deutsche Reichsadler, hier ein reichlich stilisierter, merkwürdiger Raubvogel, vom Tympanon herab, das den Hintergrund bildet, zum Angriff an.

Was bewirkte Empörung an diesem Arrangement? Was ver-

anlasste einen Musiker, einen Dirigenten vom Range Adam Fischers, sich dem Protest anzuschließen?

Die historischen Fakten: Die Wehrmacht besetzte Ungarn am 19. März 1944, da man auf deutscher Seite befürchtete, der widerwillige Verbündete werde ebenso abfallen wie Italien acht Monate zuvor. Begeisterte Menschenmassen fanden die Deutschen bei ihrem Einmarsch nirgends vor, sie stießen aber auch nicht auf Widerstand. In Budapest wurde eine deutschfreundliche Marionettenregierung eingesetzt, doch das Staatsoberhaupt, Admiral Nikolaus Horthy, verblieb im Amt. Ungarn kannte seit den späten dreißiger Jahren diskriminierende Judengesetze. Im »Arbeitsdienst« sodann, den sie im Krieg unbewaffnet leisten mussten, kamen Abertausende – Juden oder politisch »unerwünschte Elemente« – ums Leben. Dennoch hatte sich die ungarische Regierung trotz aller Pressionen Berlins geweigert, die Juden des Landes gesamthaft auszuliefern. Die »Endlösung« begann erst nach der deutschen Besetzung.

Die Deportationen setzten im Mai 1944 ein, die Viehwagen rollten nach Auschwitz. Ungarns Kriegsverluste beliefen sich auf rund 900 000 Menschen; nach Schätzungen gehörten 350 000 bis 360 000 Soldaten und beinahe eine halbe Million Juden zu den Opfern. War nun dies alles, war namentlich der Massenmord, wie das die zwei Generationen später aufgestellte Gabriel-Statue suggerierte, einzig dem aggressiven deutschen Reichsadler anzulasten? Nein, denn Horthy, der Reichsverweser, schaute den Deportationen in stiller Komplizenschaft lange zu, bis er dann Anfang Juli 1944 doch noch einschritt und damit dem größten Teil der in Budapest wohnhaften Juden das Leben rettete. Nein, denn einige wütend antisemitische Mitglieder der Regierung und die einheimische Gendarmerie spiel-

ten bei der Verschleppung der jüdischen Familien eine ebenso aktive wie schändliche Rolle. Nein, denn nach dem Oktober 1944, als vollends der Abschaum an die Macht kam, die den Nazis nachstrebende Partei der Pfeilkreuzler, da ging die tödliche Jagd auf die jüdischen Mitbürger selbst in der zwölften Stunde noch weiter, mochten auch die Sowjettruppen bereits in den Außenbezirken von Budapest stehen.

Wie wäre es unter anderen Bedingungen wohl gewesen und geworden? Die Frage ist bekanntlich müßig. Dennoch lassen sich einige gewichtige Argumente dafür anführen, dass der Holocaust in seiner schlimmsten Form in Ungarn ohne die deutsche Besetzung wahrscheinlich nicht stattgefunden hätte. In der Wirklichkeit fand er aber statt. Kein Zweifel, die schwerste Schuld für das 1944 Geschehene fällt auf die deutsche Seite. Doch trotz aller Schmälerung von Ungarns Souveränität lässt sich nicht leugnen, dass bei den Verfolgungen Vertreter und Organe des ungarischen Staates eifrig mitwirkten.

Daher die Proteste in Budapest. Sie machten geltend, das im Stadtzentrum errichtete Denkmal sende die in ihrer Selbstgerechtigkeit falsche Botschaft in die Welt, Ungarn sei bloß ein Opfer gewesen. An der Abschränkung, die – neben der allzeit präsenten Polizei – die Figur des Erzengels schützen soll, kam es wiederholt zu Kundgebungen gegen die in Bronze gegossene Geschichtsklitterung. Adam Fischer, der Leiter (und Erfinder) der im Budapester Palais der Künste jeweils im Frühsommer veranstalteten Richard-Wagner-Festspiele, war eben in der Stadt und schloss sich einer der Demonstrationen an. Man erkannte und fragte ihn beim Abschied, ob er wiederkommen werde. Vielleicht, erwiderte er, doch als Dirigent könne er wenig beitragen. Dann solle er dirigieren, so die Replik. Worauf Fischer beschloss, beim nächsten Protest tatsächlich mitzu-

tun, und zwar auf seine eigene friedliche Weise: mit den Mitteln der Musik.

Woher diese Bereitschaft? Schlechte Erfahrungen mit einer Geschichtslegende hatte Fischer viele Jahre zuvor schon selber gemacht. Als Musikstudent erntete er unter Wiener Bekannten Hohngelächter, als er die irrige, in Ungarn aber als Wahrheit gehandelte Meinung zum Besten gab, das Mittagsgeläute aller katholischen Kirchen der Welt erinnere an den 1456 bei Belgrad erfochtenen ungarischen Sieg über die Osmanen. Die kleine persönliche Blamage, so unbedeutend sie war, wirkte lange nach und trug zur Überzeugung bei, dass falsche Geschichtsbilder großen Schaden stiften. Sie hindern den Einzelnen und erst recht ganze Nationen daran, über sich selbst, über den eigenen Standort Klarheit zu gewinnen. Damit einher ging der – später freilich von zunehmenden Zweifeln erschütterte – Glaube, dass es zum Wohl der Völker geschieht, wenn ihre zur Glorifizierung und Selbstentlastung dienenden historischen Legenden widerlegt werden. Kritik und Selbsterforschung verhalfen demnach den Zeitgenossen dazu, mit den Taten der Vorfahren und mit sich selbst ins Reine zu kommen.

Fischer, von einigen Instrumentalmusikern unterstützt, trat beim nächsten Protest auf dem Freiheitsplatz tatsächlich als Dirigent auf. Er brachte der Menge einige Gesangsstücke bei und leitete hernach den Chor der sich als überaus singfreudig erweisenden Menschen. Militante Protestsongs standen nicht auf dem Programm; es sollte friedfertig zugehen. Neben ungarischen Volksliedern, die, da allen bekannt, den gemeinsamen Ton finden ließen, sang man manche Hymne europäischer Länder, so zuerst die französische und die deutsche als Hinweis auf zwei Nationen, die sich versöhnt und Freundschaft geschlossen haben. Und vom deutsch-französischen Beispiel ins-

piriert, erklangen die Hymnen Ungarns und der benachbarten Slowakei. Nicht fehlen durfte, versteht sich, der Freiheitschor aus Verdis »Nabucco«. Und schließlich sang man die »Ode an die Freude« aus Beethovens Neunter Symphonie, die Europahymne. Da der Stimmumfang der Sänger nicht ausreichte, die berühmte Melodie in der Originaltonart, in D-Dur, wiederzugeben, transponierte man sie, was dem Stück und der ganzen Veranstaltung den Namen gab: »Freiheit in G-Dur«.

Jeder Musiker hätte diesen friedlich protestierenden Chor leiten können. Für jene, die mitmachten, bedeutete es aber ein einzigartiges, anspornendes Erlebnis, einem Dirigenten zu folgen, der, wie sie wussten, in jenen Tagen gerade dabei war, im Budapester Palais der Künste Wagners »Ring des Nibelungen« aufzuführen, und der in der Mailänder Scala und der Wiener Staatsoper ebenso ein und aus ging wie in der Metropolitan Opera in New York. Doch auch Fischer machte die neue, spannende Erfahrung, wie leicht sich eine Menschenmenge, die er als ein stumm lauschendes Publikum zu treffen gewohnt war, zur aktiven musikalischen Mitgestaltung bewegen ließ.

Die zwei Elemente, die Fischers Leben und Denken bestimmen, die Liebe des Berufsmusikers zu seiner Kunst und die Leidenschaft des Privatmanns für das politische Zeitgeschehen, treffen sich naturgemäß nur selten. Ebendas aber geschah auf dem Freiheitsplatz in Budapest, als sich der Dirigent, wie er es in den letzten Jahren regelmäßig tat, für das Singen im Freien zur Verfügung stellte. Jenseits der grundsätzlichen, von ihm laut und scharf ausgesprochenen Meinung, dass mit dem Denkmal historische Schönfärberei betrieben werde, weigerte er sich allerdings, parteipolitisch Stellung zu nehmen – zur Enttäuschung der Linken, die den Fall zu rhetorischen Angriffen gegen die nationalkonservative Regierung nutzten.

2016 luden dann die Wiener Symphoniker Adam Fischer ein, am 8. Mai, dem Tag der Erinnerung an das Ende des Zweiten Weltkriegs und damit der NS-Herrschaft, auf dem Heldenplatz das jährlich fällige Gedenkkonzert zu dirigieren. Seiner Erlebnisse in Budapest eingedenk, schlug Fischer vor, das Publikum bei der abschließenden Europahymne auch hier einzubeziehen. Die Wiener suchten ihm den Gedanken auszureden: Derartiges habe man früher schon versucht, es funktioniere nicht. Man lasse das seine Sorge sein, erwiderte Fischer, und die Veranstalter gaben freundlich nach. Als überaus unfreundlich erwies sich dagegen das Wetter. Dennoch harrten am Abend Tausende auf dem Heldenplatz aus, und als zuletzt Fischer sich ihnen zuwandte und sie mit breit ausholender Zeichengebung zum Mittun aufforderte, da feierten sie mit ihrem Gesang trotz Regen und Kälte die Freude, die alle Menschen zu Brüdern macht.

Kapitel 1

»Musik versteht man überall«

Die Musik und das Interesse für das Weltgeschehen füllen sein Leben seit der Kindheit aus. Die Erste bereitet ihm Freude, das Zweite meist nur Ärger. Tatsächlich verursachte ihm die Politik schon in frühen Jahren eine große Enttäuschung.

Adam Fischer, 1949 in Budapest geboren, begann Anfang September 1956 kurz vor seinem siebten Geburtstag die Elementarschule. Die Politik – eher: die Weltgeschichte – mischte sich indes ein. Bereits Ende Oktober verhinderte sie für eine gute Weile die weitere musikalische Ausbildung des Erstklässlers. Die ungarische Revolution brach aus, und an Schulunterricht war lange nicht mehr zu denken. Als dann der kleine Adam im Herbst 1957 die zweite Klasse besuchte, erkundigte er sich indigniert, warum es diesmal von Oktober bis Februar nicht die gleichen langen Schulferien gebe wie im Jahr zuvor. Dem achtjährigen Kind eine einleuchtende Erklärung zu geben mochte nicht einfach sein.

Die Fischers hatten ihre Wohnung in Budapest gleich gegenüber der Staatsoper – ein gutes Zeichen für die spätere Dirigentenlaufbahn der beiden Brüder Adam und Ivan. Die Rede ist von der breiten, 2,3 Kilometer langen Prachtstraße, die vom innerstädtischen Kleinen Ring pfeilgerade zum Heldenplatz führt. Man hatte sie in der Gründerzeit, im letzten Drittel

des 19. Jahrhunderts, in ihrer heutigen Form angelegt. Erst trug sie den prosaischen Namen Radialstraße, 1885 benannte man sie nach Graf Gyula Andrassy, dem früheren Außenminister Österreich-Ungarns. Freilich, in den düsteren Jahren vor 1956 hieß sie, auch äußerlich herabgekommen, Stalin-Straße.

Adam hatte einen langen Schulweg, er dauerte wohl eine Dreiviertelstunde. An der Andrassy-Straße (die Budapester nannten sie weiterhin so, und den Namen bekam sie nach 1989 wieder zurück) nahm er den Autobus Nummer 1 und stieg dann an der Astoria-Ecke in den Bus der Linie Nummer 5. Dieser brachte ihn aus der Pester Innenstadt über die Kettenbrücke ans rechte Donauufer, nach Buda, und dort in das immer noch vornehme Villenviertel Pasarét. In diesem schon grünen Außenbezirk bestand die einzige, damals als Versuchsbetrieb bezeichnete Musik-Volksschule der Hauptstadt.

Erziehung im Zeichen der Musik hatte in der Familie Fischer das Leben der Kinder bestimmt. Dass sie alle Musiker werden sollten, wurde ihnen sehr wohl an der Wiege schon gesungen. Und so setzte nun Adams eigentliche, fachgerechte musikalische Ausbildung auf Wunsch des Vaters gleich in der ersten Klasse ein. Mit sechs Jahren bestand er seine erste Prüfung im Leben; um aufgenommen zu werden, musste er ein bisschen singen und damit von einem guten Gehör Zeugnis ablegen, ferner als Beweis der Intelligenz einige harmlose Fragen meistern. Bei Letzteren ging etwas beinahe schief. »Du wirst von Zeit zu Zeit gebadet und gepflegt, wie viele Nägel schneidet da deine Mama im Badezimmer?« So wurde er gefragt, und seine Antwort lautete zur Verblüffung aller: »Sechzig.« Auf das »Ja, aber« der Prüferin ergänzte er: »Wir sind eben drei Geschwister.«

Daran, dass er ein gescheiter Kopf sei, zweifelte hernach niemand mehr, und so wurde er Schüler der Musikschule, wo der



Adam am Klavier und Ivan an der Geige, Budapest 1955

Unterricht der Methode des Komponisten Zoltán Kodály folgte. Tägliches Singen, Chorgesang, Solfeggio, Training des Gehörs und des rhythmischen Gefühls sollten im frühesten Alter die Grundlagen nicht nur für künftige Musiker, sondern auch für Laien schaffen. Denn Kodály war der Überzeugung, Musikverständnis sei das beste Mittel, um das Humane im Menschen zu wecken und zu bewahren.

An den 23. Oktober 1956, den Tag, an dem die Ungarische Revolution begann, erinnert sich Fischer vorab im Sinn eines ihm erspart gebliebenen traumatischen Erlebnisses. In den ersten Schulwochen pflegte Adam noch nicht die öffentlichen Verkehrsmittel zu benutzen; zusammen mit Ivan, dem jüngeren Bruder, und anderen Kindern, deren Eltern, so wie Adams Vater, im Radiostudio arbeiteten, durfte er den Schulbus des Ra-

dios nehmen, der – wegen seiner herzhaft schlechten Federung »Grashüpfer« genannt – jeden Tag nach Buda zum radioeigenen Kindergarten fuhr; zur Musikschule war es von dort nicht mehr weit.

Auf der Rückfahrt am Nachmittag des fraglichen Tags kam der »Grashüpfer« wegen der Massendemonstrationen in der Stadt nicht durch, er verspätete sich erheblich. Auch schafften es nicht alle Väter und Mütter, sich den Weg zum Radiostudio zu bahnen, um dort ihre Kinder rechtzeitig abzuholen. Adams Vater allerdings war zur Stelle und brachte die zwei Jungen eilig nach Hause. Einige andere aber, deren Eltern ausgeblieben waren, wurden in der Folge im Studiogebäude verängstigte Zeugen der ersten bewaffneten Kämpfe, welche die Aufständischen und die Staatssicherheit um den Besitz des Radios führten.

Geblichen sind ihm einige weitere Erinnerungen an die Zeit des Volksaufstands, allerdings sind es scharfe Bilder: Kolonnen sowjetischer Panzer rasseln unter dem Fenster dahin; Schüsse hallen; die Einwohner des großen Mietshauses, Alte, Junge, Familien mit Kindern, ducken sich im Keller, während oben in der Stadt Kämpfe toben.

Nach der Erdrosselung des Aufstands durch die Sowjetarmee »normalisierte sich« das Leben, wie es im amtlichen kommunistischen Jargon hieß, nur langsam. Das Haus, in dem die Fischers wohnten, war immer noch das gleiche, doch die Straße, in der es stand, hatte ihren Namen mehrmals geändert; war sie in den Revolutionstagen nach der »ungarischen Jugend« benannt worden, so hieß sie nun – deutliches Zeichen der wiederhergestellten Machtverhältnisse – Straße der Volksrepublik.

Musik hatte die drei Kinder der Familie Fischer von klein auf



Ivan (links), Eszter und Adam mit ihrem Vater,
Budapest 1958

umgeben, und zwei von ihnen sind in der Tat erfolgreiche Dirigenten geworden: der 1949 geborene Adam und sein knapp ein Jahr jüngerer Bruder Ivan. Die kleine Schwester Eszter, 1953 auf die Welt gekommen und für eine ähnliche Laufbahn bestimmt, gewann dagegen als Halbwüchsige die Überzeugung, dass ihr die Begeisterung für den Musikerberuf, die an Fanatismus grenzende Ausdauer fehlten und dass ihr Talent auf anderem Gebiet lag. Zum großen Schmerz des Vaters, der seinen Traum vom häuslichen Nachwuchs-Trio – Adam am Klavier, Ivan als Cellist und Eszter als Violinistin – schwinden sah, beschloss sie, den beiden Brüdern auf deren Weg nicht zu folgen.

Was es mit dieser Familie und ihrer musikalischen Welt auf sich hatte, kann der Außenstehende nicht ganz leicht nachvollziehen. »Außer Musik gab es bei uns nichts«, erinnert sich Eszter heute, und dies war das eine, die »holde Kunst«, wie sie

im Schubert-Lied gepriesen wird. Das andere aber: die so gar nicht holde europäische Geschichte im zwanzigsten Jahrhundert und darin das besondere Unglück Ostmitteleuropas, das in rascher Folge gleich zwei totalitäre Regime erleiden musste. Miteinander zu tun hatten Musik und Politik in der Auffassung der Fischers insofern, als die Zeitläufte – Krieg, Verfolgung und Diktaturen – den Eltern jenseits der großen Liebe zur Musik auch eine Überzeugung eingepflanzt hatten: Die Kinder sollten das von Schicksalsschlägen wiederholt betroffene und immer wieder von extremen Kräften beherrschte Ungarn verlassen und, wenn immer möglich, ihr Glück als Musiker im Ausland suchen.

So geradlinig freilich gestalteten sich dann die Dinge im Leben nicht. Um es vorwegzunehmen: Adam wie Ivan erhielten ihre höhere Ausbildung tatsächlich in Wien und machten danach zuerst im Ausland Karriere. Doch auf ihre ungleiche Art – Ivan beständiger, Adam sporadischer präsent – blieben sie beide mit Ungarn und seiner Kultur eng verbunden; hoffnungsvoll und dann wieder enttäuscht, nicht selten auch empört, doch stets wach verfolgten sie ebenso die politischen Wandlungen im Alltag ihres Geburtslandes.

Musik und Politik als Schicksal – die Eltern hätten sich gern einzig um ihre Kunst gekümmert und auf die Politik verzichtet, doch die Politik leistete keinen Verzicht und kümmerte sich aufs Grausamste um sie. Der Vater, Sándor Fischer, der an der Budapester Musikakademie studiert hatte, war Komponist und Übersetzer von Operntexten, und als Dirigent spielte er mehrere Instrumente: Klavier, Violine und Klarinette. Seine Frau Eveline, der man in der Familie der Kürze wegen den Namen Eva gab, hatte ihre Laufbahn als Sängerin krankheitshalber abbrechen müssen. Beide gehörten zu jenen zahlreichen assimi-

lierten und ganz verweltlichten ungarischen Juden, die mit dem Judentum außer einer Eintragung in ihrem Geburtsschein kaum mehr etwas verband. Brutal bewusst gemacht indessen wurde ihnen ihre Abstammung zuerst einmal durch den Weißen Terror, der auf den Roten Terror der kurzlebigen Räterepublik von 1919 folgte, dann durch die diskriminierenden Judengesetze 1938 bis 1941 und vollends nach der deutschen Besetzung im März 1944, als die Katastrophe der Shoah auch über Ungarn hereinbrach.

Sándor Fischer wurde in den Kriegsjahren mehrmals in die ungarische Armee zum »Arbeitsdienst« einberufen, wo die unbewaffneten Einheiten der Willkür ihrer Vorgesetzten ausgeliefert waren. Mit viel Glück überlebte Vater Fischer sowohl seine Einsätze als auch die letzten Kriegsmonate, die er im belagerten Budapest versteckt und im Schutze einer falschen Identität zugebracht hatte; von mutigen Freunden waren ihm die Ausweise eines verstorbenen, bei den Behörden aber nicht als tot gemeldeten Sohnes übergeben worden. Auch Eveline-Eva, Sándor Fischers spätere Frau, entging den Deportationen; ihre Eltern allerdings verschleppte man, und sie wurden in Auschwitz ermordet.

Das Erlittene, der Verlust von Leben und Eigentum, lockerte manche Bindung. Namentlich Frau Fischer ließ in der Familie spüren, dass fester Besitz in ihren Augen wenig und sogar als verhängnisvoll galt: Die Nazi-Schergen hatten die Großeltern darum festnehmen können, weil diese, in erster Linie die Großmama, sich im Herbst 1944 weigerten, ihr geliebtes kleines Haus in einem Vorort von Budapest aufzugeben und in der Innenstadt in einem Schlupfloch unterzukommen.

Dass Sándor Fischer dankbar bekannte, die Sowjetarmee habe sein Leben gerettet, galt im Frühjahr 1945 für viele der zu-

vor Verfolgten als typisch. Eher untypisch dagegen war, dass Fischer senior mit den kommunistischen Machthabern, die von 1947/48 an das Land allein beherrschten, nicht sympathisierte und der Partei nie beitrug (worauf er im Stillen stolz war). Zwar hielt er, dem einheimischen Nationalismus gegenüber zutiefst misstrauisch, bis zuletzt an der Meinung fest, dass das Regime der Linken, um eine Nuance besser, für Leib und Leben mehr Sicherheit biete als die Alleinherrschaft einer barbarisch entfesselten, radikalen Rechten. Doch als in den stalinistischen frühen fünfziger Jahren die Staatspartei damit begann, »klassenfremde Elemente« in Budapest gewaltsam aus ihren Wohnungen zu holen und den Familien mitsamt Großeltern und Kleinkindern Zwangsaufenthalte in Bauernhütten in den entlegensten Winkeln des Landes zuzuweisen, da bekamen die engsten Angehörigen von Sándor Fischer zu hören, »diese da oben« handelten kein bisschen besser als die Nazis.

Im Spätherbst 1956 flüchteten 200 000 Ungarn, unter ihnen viele Intellektuelle insbesondere aus der jungen Generation, in Richtung Westen; rund zwei Prozent der Bevölkerung verließen das Land. Der Wunschtraum, der in den Revolutionstagen Wirklichkeit zu werden schien, der Ausbruch aus Moskaus Machtbereich, war – der abermalige sowjetische Einmarsch ließ daran keinen Zweifel – für lange Zeit, vielleicht für immer ausgeträumt. Gehen oder bleiben? Unzählige stellten sich die quälende Frage. Bei den Eltern Fischer herrschte darüber keine Einigkeit. Die Mutter wollte weg, fort aus der Diktatur, unbedingt, so schnell wie möglich. Der Vater, vorsichtiger, lehnte es ab, bei Nacht und Nebel das Abenteuer des unerlaubten Grenzübertretts mit drei kleinen Kindern auf sich zu nehmen. Er setzte sich durch, doch jedes Mal, wenn es in den Jahren hernach zu persönlichen Rückschlägen kam oder die politische Aussichts-

losigkeit zu schwer über dem Land lastete, kehrte in der Familie der ganz im Konjunktiv gehaltene Spruch wieder: Wenn wir damals gegangen wären, dann ...

Was blieb vom Schicksal der Eltern für den ältesten Sohn gegenwärtig, von der Konfrontation der älteren Generation mit zwei Gewaltregimen? Was von dieser schweren Erbe wurde für ihn bestimmend? Vor allen Dingen ein – durchaus leidenschaftliches – Engagement gegen jede Art des Rassismus. Der Akzent liegt auf der Wendung »gegen jede Art«. Als Fischer einmal in einem Interview erklärte, dass sein Eintreten für die Menschenrechte sehr wohl auch, doch nicht allein durch die Grauen der Nazizeit motiviert sei, bekam er die Frage gestellt, er wolle doch nicht etwa seine jüdische Herkunft verleugnen. Nein, gab er zur Antwort, das wolle er keineswegs, sie habe aber für sein Leben keine Bedeutung. Bei anderer Gelegenheit bekannte Fischer in der Tat, dass er für die vollständige Assimilation eintrete, und als Beispiel und Vorbild nannte er den früheren österreichischen Bundeskanzler Bruno Kreisky.

Als Dirigent gehört Fischer denn auch – zusammen etwa mit Daniel Barenboim – zu jenen Musikern, welche die jüdenfeindlichen Ausfälle im Prosawerk Richard Wagners zwar sehr wohl kennen, sie nicht entschuldigen, aber mit historischem Sinn als Symptome von Wagners Zeit auffassen. Ebenso wenig machen sie die fieberhaft fleißige Suche mit, die manche deutschen Zeitgenossen nach belastenden Belegen etwa im »Ring« oder in den »Meistersingern« anstellen.

Das Auftreten gegen Manifestationen des Rassismus bedeutet an sich schon Teilnahme am öffentlichen Leben. Fischer ist Künstler, zugleich aber ein sehr bewusster, engagierter Bürger – als Gegenstück etwa zu jenen Dirigenten, die einzig in der Musik zu Hause sind und von denen es gelegentlich unter

Kollegen nicht ganz nett heißt, ihr Universum liege zwischen dem F und dem Fis. Im Freundeskreis lässt sich Fischer auf eine politische Diskussion stets mit Verve ein, und es ist mehr als einmal vorgekommen, dass er zu später Stunde (wie es sich zeigte: in der Pause einer Vorstellung in der Wiener Staatsoper oder im Covent Garden) beim Verfasser dieser Zeilen anrief, um sich nach dem Ausgang der Parlamentswahlen in diesem oder jenem Land und nach den ersten Kommentaren zum Ergebnis zu erkundigen. Die politische Existenz hat ihre Ursprünge in der Nachkriegszeit, und sowohl vom Engagement für Menschenrechte als auch von der Opposition gegen totalitäre Regime wird in diesem Buch noch ausführlich die Rede sein.

Musiker fanden sich unter den Fischers seit Generationen, Künstler mit mehr oder weniger Erfolg; Sándor Fischer zählte eher zu den Letzteren. Seine erste feste Anstellung erhielt er erst 1946 als musikalischer Chefdramaturg beim ungarischen Radio nach langen Jahren der Unsicherheit bei verschiedenen Budapester Theatern. Mit dieser Position hing später eine Änderung in Adams Schullaufbahn zusammen. Nach drei Klassen in der Musik-Versuchsanstalt, wo er bei dessen Schulbesuchen auch Zoltán Kodály begegnete und sogar zur Kinder-Delegation gehörte, die dem Meister jeweils an seinem Geburtstag Blumen und Glückwünsche überbrachte, wechselte er in die Musikschule des ungarischen Radios. Hier, in der Rökk-Szilárd-Straße, wieder auf der Pester Seite, sang er, zusammen mit seinem Bruder Ivan, im Kinderchor, der im Radiostudio und selbst in der Staatsoper beschäftigt wurde.